

Weihnachten im Felde.

Wird das Weihnachtspaket rechtzeitig eintreffen? Viel tausendfach wird die Frage in diesen Tagen erwoogen, wo unsere Gedanken noch häufiger als sonst zu den Streitern im Felde schweifen. Denn auch der Soldat in der Front soll seine Weihnachtstunde haben. In früheren Jahrhunderten war den Deutschen ein Weihnachten im Felde unbekannt. Man führte keine Winterfeldzüge, und noch die Soldaten Friedrichs des Großen bezogen dann, wenn eine dicke Schneedecke Schlesiens Berge und Hügel bedeckte, ein Winterquartier. In ihm ging es Tag für Tag nach beendeter Exerzierübung lustig her, die während der Sommermonate gesparrte Löthnung wurde schnell ausgegeben, und die Bürger des Städtchens waren oft froh, wenn das Quartier zu Ende ging. Verdrehten doch die Soldaten den Bürgerstöchtern nur die Köpfe. Und während der Freiheitskriege dachte man wenig an Weihnachten. Die Heere der Verbündeten rüsteten sich inmitten der Festtage zum March über den Rhein, so daß die Truppen keine Zeit hatten, das Fest zu feiern. Nebenbei war es im Winter 1803 vor Ausbruch des Bartenkrieges, Heiligabend und die Weihnachtstage — so erzählt ein Leutnant eines brandenburgischen Jägerregiments — waren wir auf dem Marsch. Die Wege waren stellenweise hodenlos, da die Sonne nicht zwischen den hohen Knäueln hindurchdrang, um den Frost auszutrocknen. Wir mußten so gar Vorspannpferde nehmen, da die Trampferde nicht mehr anzuehen wollten. Am ersten Feiertage mußte ich vorreiten und lehrte bei einem Müller in einem einzelnen Hause an der Landstraße (nach Lübeck) ein. Hier sah ich den einzigen Weihnachtsbaum; er tief mir alte Erinnerungen wach. Unsere Leute haben auch Weihnachten gefeiert. Eine Kompagnie sang auf dem Scheinwerfer, auf dem sie lagerte, mehrere Choräle, am nächsten Tage rissen sie beim Rendezvous eine Fichte aus und trugen sie unter Singen und Jubel im ganzen Bataillon umher.

Ein eigenliches Weihnachten im Felde gab es aber erst 1870, als unsere Truppen vor Metz und Paris lagen und zum Kampf gegen die letzten republikanischen Armeen rüsteten. Da pugte jedes Bataillon oder gar jede Kompagnie wenn irgend anständig einen kleinen Baum, die Gaben der Heimat, die in langen Eisenbahnzügen nach Frankreich geschafft worden waren, wurden verteilt, und das „Stille Rad, heilige Nacht“ tönte hinaus in die kalte Winterlandschaft der französischen Erde. „Berührt man im Kriege über den eigenen absonderlichen Zustand leichter, was außerhalb geschieht, die Gedanken an die Heimat kehren immer wieder und besonders innig in der Weihnachtszeit. Die Weihnachtstunde wollen die Deutschen haben, wo sie auch sein mögen; am heiligen Abend brannten in den Kanonenschein Lichterbäume groß und klein, aufgeputzt so gut es ging. Wir verammelten uns in dem größten Zimmer des Curo mit unseren Ordnonnanz, Dienern und dem Hausgesinde um einen wohlgeschmückten Tannenbaum. Der Curo rief ein über das andere Mal: „Ach, das ist ja rührend!“ und faltete die Hände. So erzählt der Generalleutnant Hartmann in seinen Kriegserinnerungen.

Auch die Truppen an der Loire konnten eine deutsche Weihnachten feiern. Adolf Matthias schildert in seinen Kriegserinnerungen, wie am Mittag des Weihnachtstages auf der Hauptstraße von Blois die Mannschaften und Offiziere der Garnison prominentesten, während die Musikkorps der Brigade abwechselnd ihre Weisen spielten und die Franzosen in hellen Häufen herbeieilten, um diese noch nie gehörte Kunstleistung der deutschen Vorbaren zu bewundern. Aus den Fenstern der Häuser schauten aber die Frauen und Mädchen, die am Abend vorher schon erlaunt die Weihnachtsbäume betrauert hatten, freudlich auf die trenden Eroberer herab. Freilich im Schlangengraben und auf Vorposten kann man Weihnachten nicht in dieser Weise feiern. Graf von Pfeil lag am Heiligabend 1870 auf Vorposten, als er und seine Leute über das schneebedeckte Feld hinweg aus den rückwärts gelegenen Dörfern die Klänge der Weihnachtslieder hörten. Da konnten sie nicht länger an sich halten und alle, ganz leise wurde das „Stille Rad“ angestimmt. „Und das alte deutsche Lied slog hinüber zum Feinde und schien auch ihm Frieden zu bringen. Kein Schuß ertönte die ganze Nacht hindurch. So war auch bei uns, wenn auch nur für wenige Stunden, Friede auf Erden.“

Mein Freund, der Hochofen.

Ein Kriegsteilnehmer schreibt uns aus Belgien: Der Krieg, der so viele enge Bande zerrissen hat, knüpft auch neue, und wie die Not selbstsame Zeitgenossen schafft, so vermittelte der Krieg auch eigenartige Freundschaften. Ich habe durch ihn Freundschaft mit einem Hochofen geschlossen. Ich weiß zwar nicht einmal genau, ob es ein richtiger Hochofen war, es ist möglich, daß es ein kleinerer Bruder seiner Familie war, ich nenne ihn aber so. Wenn man von seinen Freunden spricht, legt man ihnen ja gern einen recht volltönenden Titel zu.

Landsturm-Tagebuch.

1. August. Mobilmachung! Was seit Tagen wie eine drohende Gewitterwolke am Himmel stand, heute entlädt sich, Mobilmachung! Um sechs Uhr abends läuft die erwartete Kunde auf leisen Sohlen durch die Stadt, mit kalter Hand durch verriegelte Türen in die Häuser greifend, auf den Straßen versteinerte Gesichter zurücklassend. Mobilmachung! Vor vierzehn Tagen noch trank der ruhige Bürger in tiefem Behagen sein Schöppchen. Jetzt sind wir alle Würfel in des Schicksals Weber. Eine Eisenfaust schüttelt den Weber und streut uns über grünen Plan.

Auch der Landsturm ist aufgerufen, auch der Landsturm muß mit heran. Wer hätte das je gedacht! Landsturm — das war bislang etwas Zogenhaftes, eine halb verlungene Legende von Anno 1813. Wenn man einmal zum Landsturm greift, halte man stets fest, ist es mit Deutschland Matthias an Legten. Freilich, die Wehroverfassung sagte klar und klar: „In Ausnahmefällen kann der Landsturm zur Ergänzung des siehenden Heeres herangezogen werden.“ Und ein Ausnahmefall, ja, das ist trotz allem der Weltkrieg schließlich doch noch.

Also, alter Knochen, nimm die Plüme auf den Buckel!

Mitte August.

Reserve und Landwehr, von dem jungen Volk der aktiven Wehrenter ganz zu schweigen, haben schon wackere Arbeit getan. Im Westen wie im Osten furt die Sense und Garben fallen, kostbare wie nie in einem Herbst. Und der Landsturm läuft immer noch mit den Händen in den Hosentaschen umher. Es wird schier lästig, die ewige Frage Beschäftigungsloser an Beschäftigten: „Sind Sie noch nicht eingerückt?“ Da, eines Abends, liegt der rosarote Fettel auf dem Tisch: Am 17. August ... sieben ... foundsovielte

Ich stand als Posten auf einer Eisenbahnbrücke, über die eine Werkbahn von einer Zeche zu dem jenseits der Eisenbahn gelegenen Hüttenwerke führte. Eines der gewaltigsten Eisenwerke Belgiens, aber jetzt fast tot. Ab und zu nur lam Leben in die Bahn und einige Kippwagen rollten und beförderten Kohlen. Eine Anzahl Arbeiter passierten die Brücke, langsame Schritte, sie schienen nicht viel zu veräumen zu haben. Einer von ihnen, der etwas deutsch sprach, erzählte mir, daß von den 10 000 Arbeitern des Werkes etwa der vierte Teil beschäftigt sei, und daß diese zwei Tage in der Woche arbeiteten. In der Ferne ging eine andere Werkbahn etwas regelmäßiger, und das Gefaude ihrer Lokomotiven brachte etwas Leben in das tote Bild. Das war nachmittags. Als ich abends um 9 Uhr meinen Posten wieder bezog, hatte sich das Bild geändert. Arbeiter passierten nicht mehr, die Bevölkerung muß ja um 8 Uhr zu Hause sein, aber in einer Entfernung von ungefähr 300 Metern von mir war ein Ofen des Eisenwerkes im vollen Gange. Es war ein prächtiges Bild. Flutige Flammen loberten hoch empor, gelbe Glut schoß weit heraus, wenn die Tür sich öffnete, dazwischen in regelmäßigen Pausen das Geräusch der Mechanik, die die Zuruhr besorgte. Meine technischen Kenntnisse sind nicht sehr groß, so daß meine Phantasie freien Spielraum hatte. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem lobenden Flammenpiel, und allerlei Gedanken kamen mir. Es war aber zunächst nur die Freude an dem bunten Bilde und darüber, daß die zwei Stunden dabei so schnell verfloßen, die einem Nachtposten sonst so leicht zur Ewigkeit werden. Aus Dankbarkeit hatte ich den Ofen auch sogleich zum Hochofen ernannt.

Ganz anders wurde es aber, als ich vier Stunden später meinen Posten wieder bezog. Zuerst noch derselbe Anblick wie vorher, der Ofen leuchtete in der alten Pracht, dann aber veränderten dunkle Rauchwolken die glänzenden Flammen zu erlöschenden. Das Rot wurde immer matter, der Rauch immer stärker, zuletzt schien es, als ob er die Flammen zum Erlöschen gebracht hätte. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß die dunklen Wolken der Krieg wäre, der sich vernichtend auf die Industrie gelegt hatte, daß die hellen Flammen alles Licht und Schöne wären, daß sie die Brüderlichkeit, die Menschlichkeit, die Kultur darstellten, die von dem alles zermalmenden Kriegsgotte mit der Vernichtung bedroht werden und dem Erlöschen nahe wären. Allmählich aber züngelten die Flammen wieder empor, zuerst ganz schwach, dann immer stärker und stärker, und wenn die dunklen Wolken auch noch manchmal den Sieg an sich zu reihen schienen, so ließ sich doch schließlich die Macht der hellen Flammen nicht mehr dämpfen, und der Ofen stand wieder in altem Glanze da. — Während dieses Kampfes wurde meine Freundschaft mit dem Hochofen geschlossen. Wie eine Offenbarung hatte das Schauspiel auf mich gewirkt und mir die Gewißheit gegeben, daß die Kultur, die Menschlichkeit, daß das Gute und Schöne auf die Dauer doch nicht zu unterdrücken ist durch die schwarzen Kriegswolken und daß sie den Kampf siegreich bestehen werden gegen die Mächte der Finsternis.

Bei meinen Träumereien hatte ich gar nicht gewacht, daß die Zeit der Ablösung schon gekommen war, und der Abschied von meinem neuen Freunde fiel mir ordentlich schwer. Als ich am Tage wieder aufzog, waren nur wenige Flammen zu sehen, das Recht des Alltags machte sich geltend, aber die Stunde, in der ich Freundschaft schloß mit meinem Hochofen, wird mir stets unvergesslich bleiben.

Musik.

Deutscher Arbeiter-Sängerbund. Klaffende Lücken hat der kühnere Bürger Krieg in alle Arbeiterorganisationen gerissen. Und so sind denn auch unsere Arbeiter-Sängerschöre stark zusammengeschmolzen. Dessen mochte man wieder bei Gelegenheit des am Sonntag in Obiglio Konzerten abgehaltenen 24. Stiftungsfestes des Arbeiter-Sängerbundes inne werden. Aber noch eines andern. Was es nicht dieser Bund, aus dessen Stamm Kette und Zweige sprossen, bis es ein Baum ward, in dessen breittropflicher Krone Lieder und Chorgesänge zu Schutz und Trug, zu Lust und Schönheit jahraus jahrein erklangen? Daß es so bleiben soll, sagte uns nun auch dies Stiftungsfest. Die Chöre werden gemach wieder erstarken. Denn wo solch schaffender Volksgut am Werke ist, soll uns für die Zukunft nicht dange sein. Diesmal waren am Programm vier Chöre beteiligt, nämlich: „Vorwärts-Edoß“ (Chormeister Nowoliski), „Fichte-Georgina“ (Chormeister Gervais), der „Frauen- und Mädchenchor „Norden“ und der „Berliner Sängerkor“ (Chormeister Vorbe). In allen Darbietungen offenbarte sich der tüchtige Geist des mit inniger Hingabe verknüpferten ersten Trebens nach gelangensmühseligen Zielen. Das soll vor allem andern gesagt werden. Dabei wird es denn auch dem Frauen- und Mädchenchor gelingen. Höben zu erklimmen, die ihm diesmal bei dem schwierigeren Dreistimmchor „Im Walde“ mit Klavierbegleitung von Nikolai v. Wilm, was Klarheit und Reinheit betraf, noch verwehrt zu sein schienen. Den solistischen Teil des Konzerts hatten Frau Paula Weinbaum, die stets freudig

Bürgerschule ... Straße foundso ... Scheinbar gleichgültig schiebt man den Bettel beiseite, seit vierzehn Tagen wugte man's und einer nervösen Spannung ist man ledig; aber so ganz wie sonst will das Abendessen doch nicht schmecken: der Krieg hat harten Knöchels an die eigene Tür geklopft.

In dem Hof der Bürgerschule drängen sich die Einberufenen und wie das Summen eines Bienenschwarms geht Rede und Widerrede der Vielen. Aber keine Plumbarte sind das, denen der Krieg in der unreifen Phantasie lodendes Spiel bedeutet und seltenes Abenteuer, sondern Männer, die das Leben zu vollwertigen Mützen ausgegrät hat. Wenn ihnen die Trommel zum Scheiden ruffelt, so heißt es nicht von einer blonden Liebsten romantischen Abschied nehmen, drunten am Kanal, im Dunkel der alten Kustanien, sondern eine verkämte Frau führt den Schürzenzipfel zu den Augen und ein halbes Duzend Kinder hängt sich an den Vater, den Ernährer, mit schwarzen Armbanden, die aber wie Eisenklammern festhalten. Drum wird in diesem Kreise nicht von nahen Geldentoten geschwärmt, sondern sorgenvolle Fragen taufen nächstliegende Interessen ab: „Wozu verwendet man uns? Und was geschieht mit unserer Familie?“

Nur ein langer Lufatsch mit semmelarbenem Bart und Haar fährt mit dem Arme in der Luft umher und versichert, wie er die „Zaufranzosen“ aufs Bajonett nehmen werde. Aber sein Patriotismus reicht auf zehn Meier gegen den Wind nach schlechtem Fusel, und angewidert wendet sich alles von seinen Kuffschneidereien ab.

Arbeiter, Kaufleute, Ingenieure, Gelehrte — sie stehen in dichtem Anäuel auf dem Schulhof und über sie bin fliegen Hofen, Litewken, Sänuirichube. Alles ist eifrig am Verpoffen, und nach wenigen Stunden stehen in zwei Gliedern nur mehr Landsturmlente da, nicht mehr Arbeiter, Kaufleute, Ingenieure und Gelehrte — den Zivilmenschen hat die Kommunisten rufschal ausgefressen.

Und ob du ein stolzer Werkmann warst am Zukunftsbau der Menschheit, hier wirst du danach gewertet, wie du das Anie durchdrücken kannst und das Gewehr übernehmen ver-

gehörte Weiserfängerin, der Jellist Amin Liebermann und Alexander Weinbaum (Kobier) übernommen. Der Saal war überfüllt von aufmerksamen Hörern. ek.

Kleines Feuilleton.

Erfolge von Typhus- und Choleraimpfung.

In dem gewaltigen Kriege, in dem wir uns befinden, hat man die wildesten und merkwürdigsten Völker der Erde, die wir sonst nur bei exotischen Schaustellungen zu Gesicht bekommen, auf uns geholt. 1870 hatten wir es nur mit Turkes und Spahis als Hülfstruppen unserer Feinde zu tun, diesmal gesellen sich zu ihnen Senegalesen und Kongoneger, Sikhs, Gurkhas aus Indien, Bakshiren, Tugusen und andere Helfer der russischen Kulturträger. Die Gefahr liegt nahe, daß diese Feinde, deren Waffen wir wohl wenig zu fürchten brauchen, uns andere schlimme Gaben bringen: böse Krankheiten und Seuchen. Doch in der Beziehung können wir voller Vertrauen in die Zukunft blicken; die ärztliche Wissenschaft ist speziell in Deutschland auf dem Gebiet der Hygiene und Krankheitsvorbeugung bis zu einem Grade emporwärt, wie kaum in einem anderen Lande der Welt. Mit der Bekämpfung des Typhus wartet man nicht, bis er da ist, sondern man impft diejenigen, die möglicherweise mit Typhusbakterien in Berührung kommen, also die Soldaten, die in feindliches Land ziehen. Pfleger, Ärzte, Einwohnerehelfer gefährdeter Gebiete. Früher tötete man die Reinkulturen der Typhusbakterien bei 60 Grad ab. Es ergaben sich dann als unangenehme Folgen der Einspritzung: Fieber, Schüttelfrost, Erbrechen usw. Jetzt tötet man die Bakterien schon bei 32 Grad, und infolge davon bleiben die früher fast regelmäßig beobachteten üblen Folgeerscheinungen aus.

Et Spier, der in den Blättern der Volksgesundheitspflege hierüber berichtet, ist daher der Meinung, daß auch bei den geringsten Bedenken einer Epidemiegefahr die Typhusimpfung ganz allgemein durchgeführt werden sollte. Er führt an, daß unter 12 801 Geimpften der amerikanischen Armee nur ein einziger Erkrankungsfall auftrat, während im Jahre zuvor, wo man noch nicht impfte, 1888 Erkrankungsfallen vorlomen. Bei der französischen Armee kam unter den Geimpften überhaupt kein Typhusfall mehr vor, unter den nicht Geimpften dagegen 1014 Fälle auf 1000, das heißt mehr als 10 Proz. Für die Choleraimpfung liegen die Verhältnisse ähnlich. Allerdings liegen hier noch keine Erfahrungen für Deutschland vor, weil wir glücklicherweise noch keine Veranlassung zu einer allgemeinen oder auch nur zahlreichen Impfung der Bevölkerung eines bestimmten Bezirks hatten. Dagegen sind in Griechenland bereits 600 000 Soldaten vor einigen Jahren gegen Cholera nach dem neuen Verfahren mit Kulturen, die bei geringer Temperatur abgetötet waren, geimpft worden, und nach dem Bericht des griechischen Cholerastes zeigten sich ebensowenig Nachwehen wie bei der Typhusimpfung. Man sollte daher, wo nur der geringste Anlaß vorliegt, zu ihrer Anwendung schreiten.

Notizen.

Das Volkstheater am Glimplatz soll am 25. Dezember eröffnet werden. Doch der Bau mitten im Kriege vollendet und seiner hohen Aufgabe zugeführt werden kann, ist ein schönes Zeichen unermüdlicher deutscher Kulturarbeit. In keinem Lande der Welt hat die organisierte Demokratie ein eigenes Theater. Das Volk der „Barbaren“ wird das erste sein, das seinen Kulturwillen auch im Theater vertritt — und es eröffnet dieses Haus unter dem Wappenschild des Weltkrieges.

Musikalische Andachten in Feindesland. Die Kappstation von in Frankreich ist zu einer Stätte deutscher klassischer Musik geworden. Professor Fritz Stein hält im Auftrage des Armeekommandos allmählich in der schönen gotischen Kathedrale musikalische Andachten ab, an denen auch die einheimische Bevölkerung teilnimmt. Im letzten Programm vom 8. Dezember nahm auch die erste Stelle ein; daneben waren Gänbel (Bargo für Al und Violoncell), Regner (Orgelchoral „O Welt ich muß dich lassen“), Franz Schubert (Vokal) und Wagner (Karfreitagssauber in Bearbeitung für Orgel) vertreten.

Son annehmbarer Nationalität. Im Shakespeare jetzt spielen zu dürfen, hat man bei uns geradezu erklärt, er sei gar kein Engländer, sondern sei längst „deutsch“ geworden. Rehnliche Luftsprünge macht man in England, um die deutsche Politik nicht boykottieren zu müssen. Nach dem „Zweifelhaft“ erschien in der „Morning Post“ kürzlich eine Konzeptschrift, in der es u. a. hieß: „Miller Deltus ist immerhin von annehmbarer Nationalität, da er zwar von deutschen Eltern stammt, jedoch in Bedford geboren, in England und Frankreich erzogen, dann in Florida akklimatisiert und schließlich in Frankreich bodenständig wurde. Er gehört also überwiegend der Nationalität der Allierten an und hat hauptsächlich von den Franzosen die letzte ätherische Art der Kunst erworben, von dem diese Stille Zeugnis ablegen.“

magst. Gleichviel! Nach Jahren Stubenluft wird die Freiluft wieder gut tun.

Und dazu ringt sich bei allen durch alle Einwände doch immer wieder das Gefühl durch, daß die Sache bis aufs letzte durchgehalten, durchgebissen werden muß, um des deutschen Bodens, um des deutschen Volkes willen. Dem tat das Herz nicht einen Sprung in der Brust, als er in den ersten Tagen las: Kosaken reiten in der Richtung auf Johannisburg! Alter Knochen, ins Gewehr!

Anfang September.

Durch Bahnschau nützen wir dem Vaterland — das gibt den Seelen nicht gerade erhöhten Auftrieb. Bahnschau, Posten stehen, Patrouillen gehen — senft unvertreibbare Müdigkeit in die Knochen, wenn man's ein um den anderen Tag betreibt; aber es langweilt und lähmt zugleich. Freilich hat es Rechte in diesem Wochendienst, die sind traumhafte Stille unter allberndenden Sternen, und zwischen drei und fünf Uhr früh, wenn er an irgendeiner Eisenbahnbrücke steht, feilt ein verunglückter Anker an Bergen:

Dier heißt es, zwei der Stunden warten Als einziger Mensch auf weiter Welt. Kein Laut, als wenn im nahen Garten Ein Apfel hart zu Boden fällt.

Kein Laut, als ferne Züge Pfeifen, Kein Licht, als rot und grün ein Bahnsignal. Da plötzlich: hell im Ost ein Streifen, Der junge Tag kommt gog und fahl.

Und aus dem Bahndammhub erhebt sich schüchtern Ein erster Vogelruf als Bedalarum. Da werde ich, vom Nachtfrost kalt und nüchtern, Mit einem Schlage froh und warm.

Also, nun. Aber häufiger noch stirrt man in verhaltener Sehnsucht den rollenden Zügen nach, die die feldgrauen Komraden zur Front tragen, in die Schlacht, in den Tod. Der Gedanke quält uns: sie leisten etwas und wir — wir vertreiben Bahnschau. Glorreiches Ding! (Fortf. folgt.)

